

Der Papst besucht Deutschland. Das könnte Anlass sein, um über den Unterschied zwischen einer multikulturell orientierten Gesellschaft und einer religiös orientierten Gesellschaft nachzudenken.

Die Ressource des Glaubens

20. September 2011, Gerd Held

Die multikulturelle Gesellschaft hat ein ungeschriebenes Gesetz: Sie muss alle Bedeutung im Vielfältigen suchen. „Alles so schön bunt hier“ ist das höchste Lob, das sie aussprechen kann. Sie muss neben das Eine immer gleich ein Zweites und Drittes stellen. Tourismusorte werben heute vorzugsweise mit „Vielfalt“ statt mit einem bestimmten Vorzug; in den Lebensabschnitts-Partnerschaften geht man davon aus, dass immer wieder ein neuer Partner zur Stelle ist. Im Karneval der Kulturen rollen die Identitäten in ihren Festwagen vorbei – ohne wirkliche Bindungskraft, nur für die Zuschauerperspektive. Das Wörtchen „vielfältig“ sagt wenig über die Einzelheiten, die diese Welt ausmachen, und gar nichts über das Einzigartige einer Farbe, eines Geschöpfes oder eines Ortes. Kein Augenblick, kein Ereignis erscheint wirklich unwiederbringlich, weder im Guten noch im Bösen, weder im Schönen noch im Hässlichen. So wird die Welt flach. Die Geschichte plätschert gleichgültig dahin. „Multikulti“ ist in Wahrheit eine Kultur der schwachen Festlegungen.

Für eine Gesellschaft, die sich ganz auf das Multikulturelle verlegt hat, muss alles, was zur Religion gehört, irritierend sein. Denn im religiösen Glauben ist eine sehr starke Festlegung enthalten. Dabei liegt die Pointe – sie ist im Christentum besonders ausgeprägt – nicht erst im Jenseits, sondern im Diesseits. Wer glaubt, dass sich diese Welt vor Gott erstreckt, dem werden ihre Einzelheiten bedeutsam: diese Wohnung, dieser Beruf, dies Gesicht und dies Morgenlicht auf der Straße. Eine einzige Begegnung kann einen existenziellen Wert bekommen. Es war eine sehr treffende Geste, dass Papst Johannes Paul II. bei jeder Ankunft in einem fremden Land niederkniete und den Boden küsste. Nicht die Spekulation über die fernsten Horizonte, sondern der Respekt und die Zärtlichkeit für das Gegebene ist vielleicht die wichtigste Konsequenz der Religion für unsere Kultur.

Gegenwärtig wird oft das Wort von Ernst-Wolfgang Böckenförde zitiert, nach dem der Staat (und die Wirtschaft) von moralischen Voraussetzungen zehren, die sie nicht selber generieren können. Das ist wohl wahr, doch woher kommen solche Ressourcen? Wer darauf antwortet „aus der Gesellschaft“, macht das Problem nur größer. Warum sollte die Gesellschaft die Quelle sein? Die Annahme, dass Moral durch das Miteinander der Menschen hervorgebracht wird, gleicht dem Versuch, sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf zu ziehen. Gerade in der multikulturellen Gesellschaft zeigt sich das. Das „Multi“ reicht nur zur gegenseitigen Selbstbestätigung, es birgt kein Sollen und Wollen. In diesem Modus ist die Gesellschaft nur eine Ansammlung ohne inneren Schwung. Ein Phänomen, das in multikulturellen Großstädten wie Berlin zu beobachten ist, zeigt das deutlich: die rapide und scheinbar unaufhaltsame Zunahme aller möglichen Betreuungs- und Beratungsdienste, die die Menschen bei

allen Problemen an die Hand nehmen müssen. Lernschwäche, Ehekrise, Schulden, Körperhygiene, Kochen, Stromsparen, Nachbarschaftsstreit – das ganze Leben bedarf des Anstoßes durch professionelle Begleiter und Förderer. Und nie lösen solche Dienste ein Problem definitiv, neue Nachfragen sind schon vorprogrammiert. So müssen sie die Leute ständig in Schwung halten. Gerade die multikulturelle Gesellschaft muss also von moralischen Ressourcen zehren, die sie nicht selber hervorbringen kann. Das ist die Pointe von Böckenfördes Diktum: Wer den Staat auf die Ressourcen „der Gesellschaft“ verweist, muss feststellen, dass die Gesellschaft ihre Ressourcen auch nicht aus sich selbst generieren kann.

Die Sozialdienste sind an die Stelle einer Instanz getreten, die vorher dafür sorgte, dass man selber nachdachte und sich anstrengte - das Gewissen. Das Gewissen ist eine anspruchsvolle, durchaus moderne Einrichtung, die sich nicht einfach „aus dem Leben“ ergibt. Das Gewissen bedarf eines äußeren Halts und diesen äußeren Halt kann kein Wissen, sondern nur der religiöse Glaube erschließen. Wenn wir glauben, dass unser Leben in einer größeren Geschichte zählt und dass es von einem höheren Gericht beurteilt wird, wird das unsere moralische Kraft, für ein Ziel auch Opfer zu bringen, stärken. Wir müssen dann nicht bei jeder einzelnen Angelegenheit betreut und motiviert werden. Eine Religion kann großzügiger und nachhaltiger wirken als kleinteilige Aushandeln zwischen einzelnen sozialen Gruppen und Identitäten.

Diese Wirkung des religiösen Glaubens war der Grundgedanke in Max Webers „Protestantischer Ethik“. Seine Argumentation, die gar nicht im engeren Sinn christlich war, kann auch für andere Konfessionen gelten: Der Bezug zu Gott erhöht die Verantwortung für das eigene Leben und Handeln. Berufsethos, Wirtschaftsgeist, Gesetzestreue und künstlerische Exzellenz können einen starken Anstoß erhalten, sowohl im Leben des Einzelnen als auch im Leben ganzer Völker. Es steht also einiges auf dem Spiel, wenn eine Gesellschaft im Namen des Multikulturalismus die Religion aus ihrer Mitte verbannen will. Das „Multi“, das sie sich dafür einhandelt, enthält kein starkes Motiv.

Das Oberhaupt der katholischen Kirche, Papst Benedikt XVI., besucht Deutschland. Das ist ein bedeutsames Moment, nicht nur für die Christen. Er bietet für das ganze Land die Gelegenheit, dem Glauben an Gott mit einer neuen Aufmerksamkeit zu begegnen. Denn der Besuch ist vor allem ein öffentliches Zeugnis dieses Glaubens. Er ist keine Demonstration für bestimmte soziale oder kulturelle Anliegen. Der Glaube ist, was er ist, und die Kirchen wirken vor allem durch ihr Vorbild. Sie können sich die „Schwäche“ erlauben, als schlichte Teilnehmer in einer pluralistischen Öffentlichkeit aufzutreten. Sie brauchen keine Privilegien. Ihre besondere Rolle liegt woanders: Je mehr die Gegenwart den multikulturellen Wechsel steigert, desto mehr wächst der Religion die Aufgabe zu, den Sinn der Menschen für ein unfassbar Höheres zu stärken und sie dazu zu veranlassen, den Platz, der ihnen in der Welt gegeben ist, anzunehmen und als Bewährung zu begreifen. In diesem Sinn kann Religion eine „herausfordernde Heimat“ stiften - in einem Beruf, einem Unternehmen, einer Familie, einer Nachbarschaft oder einem ganzen Land. Sie kann viele kleine und große Verantwortungen stiften, für Arme und Reiche, Gebildete und Ungebildete. Wo die multikulturelle Gesellschaft die Menschen nur mit ihresgleichen zusammenbringt, ist im Glauben ein „Überschreiten“ angelegt, eine Transzendenz.

(Manuskript vom 20.9.2011, erschienen als Leitartikel in der Tageszeitung DIE WELT vom 21.9.2011)